

Gabriele  
Weingartner

# Villa Klestiel

Roman



Limbus eBook

Gabriele Weingartner

# **Villa Klestiel**

Roman

*Das Schönste, was wir erleben können,  
ist das Geheimnisvolle.*

Albert Einstein

## Die rückwärts fließende Spree

*Nie dürfte ich ihn im Unterhemd erleben,* dachte Frederika, als sie das Zimmer betrat und sich räusperte, damit er sie hörte. Er würde seine Würde verlieren, seine Vornehmheit. Auch der Fürst von Salina hatte sich nie so präsentiert – besser gesagt: Burt Lancaster, der den *Gattopardo* spielte.

Er schwitzte ja nicht einmal, als er mit seiner künftigen Schwiegertochter tanzte. Mit Claudia Cardinale. In weit ausgreifenden Bögen, die Kamera immer auf den beiden Gesichtern. Keine Schweißperle ließ sich auf seiner Stirn entdecken. Obwohl es auf Sizilien gewiss heißer war als hier und das schwarze Tuch des Fürsten schwerer auf der Haut wog als Herrn Friedrichs heller Sommeranzug. Aber auch er gestattete sich nicht, das oberste Kragenknöpfchen zu öffnen. Und in seinen ersten Wochen in der Villa Klestiel, fiel Frederika ein, hatte er sogar noch hellblaue Krawatten getragen.

*Ich bringe Ihnen die Abrechnung,* Herr Friedrich, sagte sie. *Vielleicht sollten Sie beim nächsten Mal daran denken, dass Sie der Verwaltung Ihre Pensionsbezüge vorlegen. Wir wissen zwar alles von Ihnen, aber wir wollen auch immer wissen, ob alles so bleibt.*

*Gewiss, Frederika,* antwortete Herr Friedrich. *Ich muss beim nächsten Mal ja nur daran denken, mehr Fotokopien zu ziehen. Wenn wir schon so ein aufwendiges Gerät hier im Haus haben, sollte ich mich seiner auch bedienen. Gegen dessen Anschaffung gestimmt zu haben, heißt schließlich nicht, es nicht benutzen zu dürfen. Oder?*

Am Anfang hatte er *Friederike* zu ihr gesagt, fiel ihr ein, in scherzhafter Anspielung auf seinen Familiennamen vielleicht, sie hörte es nicht ungerne. Irgendwann nannte er sie dann aber doch *Frederika*, wie alle Bewohner des Hauses, obgleich es keinen Grund gab, eine Bürokräftin mit Fachkenntnissen in Steuerrecht und Buchführung so vertraulich anzureden – außer der Tatsache, dass sie durch Heirat eine *von und zu* war und man sich auf diese Weise ihren umständlichen Nachnamen ersparen wollte. Tatsächlich erinnerte Frederika das pseudofamiliäre Gehabe nur daran, dass ihr Job – vier Vor- oder Nachmittage in der Woche in einem engen Gelass die Finanzen der Villa Klestiel sowie die Korrespondenz und Bankgeschäfte einiger älterer Menschen zu besorgen – eine Dienstbotenarbeit blieb, selbst wenn sie über die pekuniären Verhältnisse ihrer *Herrschaft* deutlich mehr erfuhr als die Dienstboten früherer Tage. Zwar ließen sich die Pensionäre im Haus – die drei oder vier gewesenen Gymnasiallehrer und akademischen Räte, die es zu keiner Professur geschafft hatten – selten in die Karten gucken. Der Kampf um Centbeträge bei der Heizkostenabrechnung mit dem Ehepaar Lichtblau freilich, das drei Mietshäuser in Mitte besaß, in der Villa Klestiel aber nur eines der beiden kleineren Apartments unter dem Dach bewohnte, erlaubte Frederika schon einige psychologische Rückschlüsse. Zu schweigen von Claudius Nist, einem trotz fortgeschrittenen Alters und zunehmender Fettleibigkeit immer noch durch Berlin und Brandenburg tingelnden Klavierlehrer, dem sie am Monatsende in zeitraubenden Sitzungen half, Dispokredite auszuklügeln, mit denen er dann über die Runden kam.

Natürlich war ihr auch bekannt, dass Herr Friedrich hin und wieder mit Aktien handelte, was sie leicht an seiner Steuererklärung erkennen konnte. Für seine bescheidenen

Transaktionen frequentierte er täglich ein Internet-Café in der Meineckestraße, wie sie von Nist erfahren hatte, der im Literaturhaus nahebei die Zeit zwischen seinen Klavierstunden verträdelte und ihm schon mehrmals an der Bushaltestelle begegnet war. Die belgischen Pralinen, behauptete Nist, die Herr Friedrich pfundweise aus dem KaDeWe mitbrachte und von denen er seine Mitbewohner kosten ließ, dienten ihm nur als Alibi, sei doch seine in den siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts erfolgte ideologische Sozialisation so stark ausgeprägt, dass er seiner Sucht, mit Geld zu spielen, nicht ohne schlechtes Gewissen nachgehen könne.

Trotzdem griff Nist gerne zu, wenn wieder einmal eine geöffnete Schachtel auf dem Küchentisch stand, schwärmte besonders vom weißen Krokant und überlegte dabei laut, ob sich Menge und Güte der Schokoladenhappen wohl proportional zu Herrn Friedrichs Aktiengewinnen verhielten. Nur Frederika hätte das Geheimnis lüften können, aber Nist, der generell neugierig war und seinen zermürenden Beruf wohl vor allem deshalb nicht aufgab, weil er durch seinen Privatunterricht in fremde Häuser und Wohnungen kam, konnte sie nicht dazu überreden, die jährlichen Änderungen auf Herrn Friedrichs Steuererklärungen statistisch zu erfassen.

Sie traute sich ja nicht einmal, ihm die Anschaffung eines handlichen Laptops zu empfehlen, obwohl ihm dies die üblen Gerüche der *user* hätte ersparen können, über die sie ihn manchmal klagen hörte, wenn er seine Anzüge zum Lüften auf die Terrasse hängte. Oder ihn darauf aufmerksam zu machen, dass ihm ein Netzanschluss die Möglichkeit eröffnen würde, mit seiner in New York lebenden Tochter Clara und seinen brasilianischen Freunden elektronische Briefe zu wechseln. Ohne einen Schritt vor die Haustür zu

setzen, stünden ihm morgens gleich mehrere Zeitungen zur Verfügung. Und er könnte mit virtuellen Partnern sowohl Schach als auch Skat spielen.

Aber Frederika hatte sich daran gewöhnt, dass sich die Distanz zwischen ihr und Herrn Friedrich kaum verringern ließ. Wenn er also mehrmals am Tag mit dem Doppeldecker den Kurfürstendamm hinuntergondeln wollte, so würde sie ihn nicht daran hindern, genauso wenig, wie es ihr in den Sinn gekommen wäre, ihm einen Schirm aufzudrängen, wenn es nach Regen aussah. Wie oft schon hatte sie ihn völlig durchnässt – zwischen den Zweigen der Trauerweide hindurchschlüpfend – nach Hause kommen sehen und durch das schmale Fenster ihres Büros, in dem sie sich kaum um die eigene Achse drehen konnte, beobachtet, wie er sich ungeduldig das Wasser aus den Haaren und vom Mantel schüttelte. So als ob man ihm seinen Börsengang an der Nasenspitze hätte ansehen können, schlich er sich durch den Hintereingang ins Haus. Wie ein Kind, das einen Schatz in Sicherheit bringt.

Dass seine häufigen Erkältungen von seinen Exkursionen in der Nässe herrührten oder überhaupt von seiner unangemessenen Art, auf Hitze oder Kälte zu reagieren, hätte er jedenfalls nie zugegeben. Wenn er Schnupfen hatte, pflegte ihm Frederika wortlos ein Fläschchen mit Nasentropfen in die Hand zu drücken. Und besorgte Nachschub, so oft er es verlangte. Über seine dabei gemurmelte Entschuldigung, die Haltbarkeitsdauer von Nasen-, Ohren- und Augentropfen sei bekanntlich kurz, hörte sie nach einiger Zeit genauso hinweg wie über seine Vermutung, Nasentropfen könnten süchtig machen wie Kokain. Immerhin handelte es sich weder um Viagra noch um Schlaftabletten. Anders als die anderen Hausbewohner, die Klage über ihre durchwachten Nächte führten, schlief

Herr Friedrich anscheinend wie ein Murmeltier und verspürte auch nicht den Wunsch, seinen sexuellen Bedürfnissen aufzuhelfen. Nie hätte er Frederika mit einem entsprechenden Rezept in die Apotheke geschickt wie Herr Sanderling, der doch verheiratet war und mit seinem Ansinnen vor allem seine Frau desavouierte.

Nein, nie wäre es ihr eingefallen, Herrn Friedrich Ratschläge zu erteilen wie Frau Wamsganz etwa, die sie erst kürzlich hatte überreden können, endlich etwas gegen ihre schlampige Kontoführung zu unternehmen. Nicht die Spur von Peinlichkeit war zwischen ihnen entstanden, als Frederika ihr anbot, die Buchungen künftig elektronisch vorzunehmen, wofür sie nur eine Bankvollmacht brauche. Im Gegenteil, Frau Wamsganz zeigte sich dankbar für den Vorschlag und lobte die Sekretärin für die Kunst, einer Flimmerkiste geheimnisvolle Befehle zu erteilen, deren Auswirkungen sich nur wenige Minuten später auf ihrem Bankkonto bemerkbar machten. Nie würde sie sie kontrollieren oder kontrollieren lassen, das wusste Frederika, wenngleich Frau Wamsganz doch selbst einen Experten in der Familie hatte, ihren angeheirateten Neffen Erik, der im IT-Geschäft arbeitete und außerdem eine Art Ein-Mann-Kundendienst unterhielt, das heißt, nach Feierabend private Computer wartete oder mit neuer Software versah. Anders als Herr Friedrich jedoch, der cool blieb, wie Frederika wusste, hatte Erik sich irgendwann verspekuliert und befand sich nun in Geldschwierigkeiten. So vertraute Frau Wamsganz ihre Geldgeschäfte lieber Frederika an als ihrem künftigen Erben. Dass sie nicht arm war, konnte er zwar an den nicht unbeträchtlichen Beträgen erkennen, die sie ihm gelegentlich zusteckte, sie war schließlich nicht knausrig. Genaueres aber brauchte er nicht wissen, weil er sonst nur auf dumme Gedanken kam.



*Machen Sie nur,* hatte also Frau Wamsganz Frederika aufgefordert und ihre Finger, an deren Nägel dicker, dunkelroter Nagellack trocknen sollte, kunstvoll durch die Luft gezogen, *es ist ein Glück, mit diesen dummen Zahlen nichts mehr zu schaffen zu haben. Selbst meinem Neffen, diesem Lümmel, kann man sein Geld künftig so zukommen lassen. Vielleicht könnten Sie einen Dauerauftrag einrichten, dann muss ich mir sein Gejammer nicht mehr anhören.*

Fast schien Frau Wamsganz enttäuscht darüber, dass ihre Mitbewohner, denen sie Frederikas Zaubereien weiterempfahl, ihren Geldverkehr schon seit Monaten auf diese Weise regeln ließen. Erik dagegen wollte sie schonen, er sollte nicht wissen, dass sie die elektronisch begabte Halbtagskraft über seine desolaten Finanzen informiert hatte. Auch dass sie sein lächerliches Kuchenpaket, das er bei seinen unregelmäßigen Besuchen aus einer Discount-Bäckerei mitbrachte, einfach auf dem Küchentisch stehen ließ, verbarg sie vor ihm. Irgendeiner hatte immer Hunger, nach ein paar Stunden war auch der trockenste Käsekuchen verspeist. Auf ein Tässchen Kaffee blieb er jedenfalls selten, nie zog er seinen Mantel aus. Immerzu schien er in Eile, eines Tages schenkte er seiner Tante sogar eine dänische Kaffeemaschine, nur um der umständlichen Filterpapier-Zubereitung zu entgehen, die sie, heftig auf ihn einredend, wie eine heilige Handlung zelebrierte.

Womöglich, mutmaßte Frederika, während sie die seltsame Geruchsmischung aus Staub, Schellack und getrockneten Früchten einatmete, die in Herrn Friedrichs Zimmer herrschte, womöglich befürchtete Erik ja nur, Herrn Schwartz zu begegnen. Einmal hatte sie ihn dabei beobachtet, wie er mit offenem Mund dem Schauspieler

zusah, als dieser sich langsam und genüsslich ein Brötchen mit Lachs belegte. Als seine Tante ihn bat, den Gasanzünder zu betätigen, reagierte er deshalb mit Verzögerung. Und hätte sie ihn nicht gedrängt, den Wasserkessel auf die Flamme zu setzen, wäre Herr Schwartz, der sonntags Frauenkleider trug, bestimmt nicht abgeneigt gewesen, sich ein weiteres Brötchen zu richten. Auf die gleiche aufreizende Weise.

Genau solche Momente aber waren es, die Frederika die langweilige Büroarbeit versüßten und sie nachträglich in ihrem Entschluss bestärkten, nicht die Stelle in der Kartenabteilung des geografischen Instituts angenommen zu haben, die ihr das Jobcenter hatte vermitteln wollen. Manchmal, abends vor dem Einschlafen, wenn sie nicht wahrhaben wollte, dass ihr Sohn noch immer nicht zu Hause war, und sie den Reflex unterdrückte, ihn suchen zu gehen oder gar die Polizei anzurufen, rettete sie sich mitten hinein in eine dieser täglich wiederkehrenden Küchen-Szenen, sprach mit Herrn Schwartz oder mit Claudius Nist, widersprach ihnen sogar, anders als in der Realität, wo sie sich nur in Ausnahmefällen einmischte und schweigend ihren Joghurt aus dem Kühlschrank holte, während um sie herum die Diskussionen tobten.

Erik hätte es gewiss auch besser gefunden, wenn seine Tante in ein ganz normales Seniorenheim gegangen oder sogar noch einige Jahre in der eigenen Wohnung geblieben wäre, nachdem ihr dritter Ehemann verstorben war. Aber sie habe in ihrem ganzen Leben nie längere Zeit allein sein können, vertraute Frau Wamsganz Frederika gleich am Tag ihres Einzugs an. Partout nicht. Und nachdem sich ihr Gemahl nach kurzer Frist als ein solcher Hohlkopf entpuppt habe, dass sie nicht wirklich traurig gewesen sei, als er starb, genieße sie es jetzt, im Alter mit geistvollen, kulturell

hochstehenden Menschen zusammenzusein. Mit einem Doktor der Philosophie etwa wie dem wunderbar zurückhaltenden Herrn Klinger, der ihr verboten habe, ihn mit seinem Titel anzureden, und ihr sein ausuferndes Wissen niemals ungefragt aufs Butterbrot schmiere. Oder eben mit dem köstlichen Herrn Schwartz, den sie einmal – war es im Schillertheater, war es *Der Floh im Ohr?* – als eifersüchtigen und schießwütigen Ehemann gesehen habe. Kaum denkbar sei dies, wenn man ihn hier, in der Villa Klestiel, als so friedliebend und scheu erlebe. Aber genau darin liege vermutlich die Größe seiner Kunst: Dass er sich stets in das Gegenteil seiner selbst verwandeln könne.

*Ach, wenn ich ihn doch nur dazu bewegen könnte, hier, vor uns, etwas von seiner darstellerischen Kraft zu zeigen! Ich würde ihn sogar bezahlen dafür! Genau darauf aber will er sich nicht einlassen, liebe Frederika, stellen Sie sich vor! Nie wieder wolle er für Geld spielen, hat er zu mir gesagt. Dabei weiß doch jeder, dass er sparen muss. Und der angeblich im KaDeWe gekaufte sibirische Lachs, den er verspeist, Gott weiß woher stammt. Sicher hat er sein Verfallsdatum längst überschritten.*

Dass Frederika sich weigerte, ihrerseits den Schauspieler zu einem Auftritt zu überreden, verübelte Frau Wamsganz ihr so sehr, dass sie es tagelang fertigbrachte, auf Frederikas Dienste zu verzichten, das war allerdings, bevor sie sich in deren elektronischer Obhut befand. Und an der Gesamttendenz veränderte sich dadurch ja auch nichts. Ohne Frederika konnte niemand mehr existieren in der Villa Klestiel, sowohl in bürokratischer als auch in praktischer Hinsicht, gleichgültig, ob es darum ging, Kleinkram einzukaufen wie Kopfschmerz-Tabletten und Umschläge mit

integrierten Briefmarken oder Karten für die Berliner Philharmoniker. Für Herrn und Frau Lichtblau hatte Frederika sogar eine Liste mit den Geburtstagen ihrer Enkelkinder angelegt. Sie hatten zwar nur eine Tochter. Diese hatte aber einen Industriellen geheiratet und in kurzer Zeit sieben Kinder der unterschiedlichsten Schattierungen adoptiert.

*Wie soll man sich auch merken, wann die alle zur Welt gekommen sind,* sagte Frau Lichtblau zu Frederika, wenn diese ihr wieder einmal – früh genug, damit das Geschenk noch rechtzeitig zur Post gebracht werden konnte – einen Geburtstag ankündigte. *Wo doch meine Tochter nie schwanger gewesen ist! Und sie manche Geburtstage einfach erfunden hat, weil sie selbst nicht weiß, wann die Bälger geboren wurden.*

Nur Herr Friedrich ließ sich die Dinge nicht aus der Hand nehmen. Ihn musste man subtiler dirigieren als Frau Wamsganz, das spürte Frederika. Damit er sich nicht noch stärker abkapselte. Noch häufiger im Internet-Café saß. Oder heftig wurde. (Irgendwie glaubte sie zu wissen, dass er im Grund seines Wesens ein Choleriker war.) Dass er sie eines Tages nicht mehr so hinreißend anlächelte, wie er es jetzt gerade tat, wollte sie nicht riskieren.

Wie stets, wenn sie das Zimmer betrat, hatte er einige Sekunden gebraucht, bis er ihre Anwesenheit bemerkte, seinen Kopf zur Seite drehte und sich umwandte. Frederika dachte flüchtig daran, dass Burt Lancaster in *Gewalt und Leidenschaft* eine Perücke getragen hatte, in dem Visconti-Streifen, in dem Helmut Berger einen abgrundtief bösen, sich verzweifelt nach Liebe sehnenen Callboy spielte. Herr Friedrichs zweifellos echte graue Haare jedoch kräuselten sich immer noch üppig über seinem Hemdkragen. Seine Zähne waren echt, Gott sei Dank. (Noch besaßen die

meisten Männer und Frauen in der Villa Klestiel ihre eigenen oder allenfalls handwerklich perfekt gemachte Jacketkronen.) Und seine tiefblauen Augen verzückten Frederika wieder einmal so sehr, dass sie sich aus Verlegenheit ein weiteres Mal räusperte.

Natürlich fand sie es lächerlich, dass ihr Herz zu stolpern begann, wenn sein Blick sie traf, sie war schließlich eine Frau von fünfzig Jahren, stolz auf ihren reibungslos arbeitenden Verstand und eigentlich gefeit gegen romantische Lebensentwürfe, deren Verwirklichung außerhalb ihrer Vorstellungskraft lag. Nicht um alles in der Welt wollte sie also ihre Angst vor einem missglückten Leben mit unreifen Sehnsüchten bekämpfen, die sie aus ihrer frühesten Jugend kannte. Aber wenngleich sie es sich konsequent versagte, Herrn Friedrich in Gedanken beim Vornamen zu nennen, so durfte sie sich doch auch nichts vormachen. Eines Tages hatte sie einfach festgestellt, wie gerne sie sich in seiner Nähe aufhielt. Basta. Und sah ihn fortan nur noch mit liebenden Augen. Empfund die Art seiner zusammengewürfelten Einrichtung als angenehm unprätentiös, konnte den schief hängenden String-Regalen mit den spärlichen Büchern viel abgewinnen, ja entdeckte mit Freude, dass sich darunter drei Bände jener Vorkriegs-Fontane-Ausgabe befanden, die sie noch aus dem Bücherschrank ihrer Eltern kannte. Sie bestaunte auch den Plattenspieler, der ein sogenannter *Schneewittchensarg* und ein Designer-Modell war, wie Herr Friedrich ihr erklärte, sowie die vielen Schallplatten mit den seltenen Operaufnahmen in den zerfledderten Hüllen, bei denen er sich offensichtlich sehr viel weniger hatte einschränken wollen. Den mürben Orientteppich wiederum, über dessen Falten er hoffentlich nicht eines Tages stürzte, hätte sie

gerne abgeschafft. Und das von Holzwürmern zerfressene Schaukelpferd in der Ecke neben dem Sofa, den grau lackierten Apfelschimmel genauer gesagt, auf dessen rotem Sattel aus Samt Herr Friedrich seine Zeitungen abzulegen pflegte, schätzte sie zumindest als Kuriosität. Wer weiß, woher er den Gaul hatte und warum er ihn aufbewahrte.

Dass sie sein nicht weiter bemerkenswertes Aftershave einatmete wie eine Süchtige, es nicht lassen konnte, seine Hände mit den langen schlanken Fingern zu bewundern, als seien es lebendige Reliquien, mochte sie kaum vor sich selber bekennen. Dass sie zurückgewichen war, als sie das Fehlen des kleinen Fingers an seiner linken Hand realisierte und darüber so sehr erschrak, dass sie die Klarsichtfolie mit den Rechnungen fallen ließ, die sie ihm hatte reichen wollen, vergaß sie dagegen bald. Als sei er nie vorhanden gewesen, der Finger, so war es fortan für sie. Im Gedächtnis blieb ihr nur, dass sie und Herr Friedrich mit den Köpfen zusammengestoßen waren, als sie sich gleichzeitig bückten, und lachen mussten, als sie sich wieder aufrichteten. Und dass dies das einzige Mal gewesen war, dass sie sich direkt in die Augen geschaut hatten.

Dabei blieb es doch immer das gleiche Ritual. Nachdem er wie stets ihr Klopfen überhört hatte und sie sich erst nach ein paar Atemzügen traute, ins Zimmer zu treten, erhob er sich leicht aus seinem für seine lange Gestalt und den riesigen löwenfüßigen Schreibtisch viel zu fragilen Thonetstuhl, worauf sie ihm bedeutete, doch bitte sitzen zu bleiben. Bisweilen nahm er vorher auch den Tonarm von einer stumm rotierenden Schallplatte oder legte die Lupe beiseite, mit der er gerade eine Münze betrachtet hatte. Und dann ging es eben nur noch um den öden Bürokrampf, um kleine und aller kleinste Beträge, um Zinsen, Skonto,

Konzertabonnements und Lotterie-Gewinne. Obwohl er sie kaum je unterbrach und ihr mit leicht verzerrtem, aber freundlichem Gesicht zuhörte - niemals hätte er in ihrer Anwesenheit an seinem Hörgerät herumgeschraubt, obwohl sie wusste, dass er es tat, wenn er sich unbeobachtet fühlte - und höchstens kurze, zustimmende Kommentare abgab, verwandelte sie sich rettungslos in das kleine Mädchen, das seinem Onkel die Zeitung ans Bett oder an den Liegestuhl im Garten brachte und (auch damals schon) verheerend genau wusste, wie hoffnungslos unerwidert die Liebe bleiben würde, in der es sich verzehrte. Zwölf oder dreizehn war Frederika gewesen und tief beschämt über ihre Gefühle, die sich erst in Luft auflösten, als der liederliche, aber charmante jüngste Bruder ihrer Mutter eine ebenso liederliche junge Frau heiratete, weil sie von ihm schwanger war, und sie alsbald wieder verließ.

*Da kommt das A am Frederik,* hatte er ihr immer zugerufen, darauf anspielend, dass ihre Eltern viel lieber einen Jungen gehabt hätten. Das A, das A, das A. Und dabei in ihrem signalroten Haarschopf gewühlt und versucht, sie festzuhalten, um die Sommersprossen von ihren Wangen zu küssen.

Die heutige Scham fühlte sich kein bisschen anders an. Selbst mit knapp einundfünfzig Jahren gelang es Frederika nicht, mit Herrn Friedrich anders als in abgehackten Sätzen zu sprechen, sich mühsam das dumme Pingpong jener Dialoge abzurufen, das man von der Angestellten eines - wenn auch vielleicht nicht ganz gewöhnlichen - Seniorenwohnheimes erwarten konnte. Über die monströse Hitze zu reden also, die Ostdeutschland dieses Jahr heimgesucht hatte. Die ausgetrockneten Flüsse, die

plötzlich rückwärts fließende Spree, den nicht mehr stattfindenden Schiffsverkehr, den Klimawandel. Zu fragen, ob seine Tochter denn bald wieder einmal aus Amerika herüberkäme. Oder ob er neue, aufregende Briefmarken und Münzen getauscht habe, mit denen sich Geschäfte machen ließen.

Nur alle paar Wochen besaß sie den Mut, diesen belanglosen Fragen ein paar persönlichere hinzuzufügen. Obwohl es doch gar nicht so war, dass man mit Herrn Friedrich nicht hätte ins Gespräch kommen können, dass er nicht *antwortete*. Er tat es erschöpfend, bisweilen allzu mitteilksam. Nein, Clara komme erst zur nächsten Sotheby's-Auktion, in vierzehn Tagen sei Wien vorgesehen, nicht Berlin. Schade. Und unter der Hitze leide er nicht mehr, seit er als junger Mann in der Buchhaltung des Opernhauses in Manaus gearbeitet habe. So schweißtreibend, so schwül wie im Regenwald könne sich die Atmosphäre hierzulande gar nicht anfühlen. Auf die richtige Haltung komme es an, wenn einem unaufhaltsam das Wasser am Körper hinunterlaufe. Man solle es laufen lassen, man dürfe nur nicht innerlich schwitzen. Nie wieder habe er so große Decken-Ventilatoren gesehen wie damals im *Teatro Amazonas*. Aber sie hätten nur die heiße Luft verwirbelt und keine Gemüter gekühlt. Manche Leute seien trotzdem immer wieder aufeinander losgegangen.

Da Frederika schon vor acht Tagen, als das Wetter nicht anders gewesen war, die gleichen Antworten erhalten hatte, konnte sie ihm jetzt nicht wieder ähnliche Fragen stellen. Allerhöchstens auf seine Opernleidenschaft hätte sie ihn ansprechen können, überlegte sie kurz. Dieser konnte er ja im Sommer nicht nachgehen. Zudem befand sich seine gleichfalls in der Villa Klestiel wohnende Kartenlieferantin, die immer noch für kleinere Zeitungen arbeitende Kritikerin



Leonor Zierer, in Bayreuth oder Salzburg, stand also nicht bereit für Gespräche über Diven, Star-Tenöre und Spitzentöne. Sollte sie ihn fragen, ob er Frau Zierer beneidete? Ihn aushorchen, ob er damals in den sechziger Jahren wegen einer Sängerin ans Teatro Amazonas gegangen war? Oder etwa revolutionäre Träume hegte wie viele seiner durch die Weltgeschichte gongelnden Altersgenossen?

Aber sie zögerte. Jetzt, Anfang des Monats, lagen Stapel von unerledigter Post in ihrem Büro, zu Hause wartete ihr Sohn, mit dem sie zu McDonald's gehen wollte, bevor er ins Landschulheim abreiste, sie musste heute unbedingt pünktlich Schluss machen. Und auch vor drei Tagen hatte Herr Friedrich ja ihre Standardfragen nicht mit Gegenfragen beantwortet, sich etwa erkundigt, ob *ihr* die Hitze etwas ausmache. Oder wann denn endlich ihr Urlaub beginne und sie ihrem unerträglichen Kabuff entrinnen könne.

Wahrscheinlich würde er sie nie etwas fragen, wurde ihr schlagartig bewusst. Nicht wahrscheinlich, sondern ganz gewiss. Er antwortete immer nur. Er antwortete immer nur und nahm sich dafür allzu oft allzu viel Zeit, als müsse er die Frage einkreisen, die man ihm gestellt hatte, als hätte er Mühe, sie zu verstehen. Was nützte es, dass sie alles von ihm wissen durfte, wenn sie selbst ihm gleichgültig blieb und ihn zu keiner Frage reizte. Er nicht reagierte, wenn sie ihm erzählte, dass sie sich im Fernsehen ein Konzert mit Placido Domingo und Anna Netrebko angesehen hatte. (In Wahrheit war sie doch nur ihrem Bedürfnis gefolgt, ungestört und stilvoll an ihn zu denken, eigentlich hasste sie die Manieriertheit von Opernarien.) Der Halbsatz, dass sie früher, in ihrer fränkischen Geburtsstadt in einem Jugendchor den *Messias* gesungen habe, hatte ihm

gleichfalls kein Lächeln entlockt. Hätte er nicht wissen können wollen, ob sie weitere Oratorien im Repertoire hatte? In welcher Stimmlage sie sang? Oder ob ihr das Singen inzwischen ganz einfach vergangen war?

*Herr Friedrich ist ein Autist, dachte sie, während sie beobachtete, wie er seinen Kopf über das vor ihm ausgebreitete Formular neigte und sorgfältig, keineswegs schwungvoll seine Unterschrift an die von ihr mit Bleistift angekreuzte Stelle setzte. Er ist ein Autist, Frederika, hörst du! Er hat ein Kindergemüt. Es wäre unerhört dumm, dir dies nicht fortwährend klarzumachen. Du bist seine Postbeamtin, seine Bankangestellte, seine Apothekengehilfin, nicht mehr. Und sein Verhalten dir gegenüber darfst du nur als die Summe einer endlosen Reihe von Unterlassungen interpretieren. Nicht als Verklemmung. Nein, bloß nicht.*

So ging sie ohne einen weiteren Satz aus dem Raum. Dass sie auch gekommen war, um seinen Obolus zum Sommerfest in der nächsten Woche einzusammeln, hatte sie völlig vergessen. Warum nur sehnte sie sich so nach seinen Fragen? Und warum konnte sie nicht aufhören, ihn dazu zu animieren, sobald sie in seine Nähe kam? Am besten ging es ihr, wenn sie ihn mied, die Liebe brach ja nur aus, wenn sie ihn sah. Mindestens drei oder vier Tage wollte sie nun verstreichen lassen, bevor sie wieder das Wort an ihn richtete, und während der restlichen Zeit versuchen, wie absichtslos an ihm vorbeizuschauen. Ablenkung gab es ja genug, schließlich würde es all ihre Kräfte in Anspruch nehmen, das Sommerfest zu organisieren. Diese Lustbarkeit, für deren Ablauf sie die Preise einiger Cateringfirmen vergleichen und die Essenswünsche der

Hausbewohner koordinieren musste, daran zu denken hatte, dass nicht nur der richtige Champagner bestellt wurde, sondern auch Rotkäppchensekt, Chianti und Rheinwein, darauf zu achten hatte, dass es neben leichten Gerichten auch Deftiges gab, abgesehen von Pommes, Ketchup und Cola für die Kinder.

Felix, der letztes Jahr so souverän die Grillwürste und die Hähnchenschlegel gewendet hatte, würde schon auf ihren Anruf warten, Sommerfeste in Altenheimen waren seine Spezialität, es kümmerte ihn nicht, dass sich die Bewohner der Villa Klestiel nicht als Senioren verstanden und ihm dies Jahr für Jahr beizubringen versuchten. Auch sein Freund, der Discjockey, musste benachrichtigt werden, falls er überhaupt noch in der Stadt wohnte: unter der Bedingung, dass er keine Experimente machte, sondern nur die Schallplatten auflegte, die man ihm offerierte. Und vor allem durfte sie nicht versäumen, dem nur sporadisch auftauchenden Hausmeister Bescheid zu sagen. Seine Aufgabe war es, an einigen Stellen die Sträucher des immer stärker zuwuchernden Seegrundstücks so zurückzustutzen, dass man ohne Schwierigkeiten Tische und Bänke aufstellen konnte.

Seit es sich die Hausgemeinschaft wegen ihrer Aktienverluste und schrumpfenden Lebensversicherungen nicht mehr leisten konnte, einen eigenen Gärtner zu beschäftigen, entwickelte sich der Garten, der früher ein Park gewesen war, immer mehr zu einem Dschungel. Am schwierigsten war der Zugang zum Wasser zu bewältigen, da musste mit der Machete gearbeitet werden, längst sprachen die Bewohner vom jährlich wiederkehrenden Kampf gegen die Natur. Bestanden war er erst, wenn der Hausmeister vor Frederikas Augen auf den Holzbohlen des weit in den See hineinragenden Stegs seine berühmte

Trittprobe absolviert und das dort wachsende Schilf beschnitten hatte, um den Feiernden zu vorgerückter Stunde ihr Bad zu ermöglichen. Was freilich Frederikas Furcht vor einem Unglück nicht minderte, wenn sich kurz nach Mitternacht die ersten Gäste – angekleidet oder nicht – in die Fluten stürzten.

Aber sie wusste auch, dass es nichts nützte, derlei Gewohnheitsrechte zu unterbinden. Selbst Philipp Linnenbrink, der Verwalter der Villa, mit dem sie ihre Vorbereitungen bis ins Kleinste abstimmte, schon damit er später ihre Überstunden korrekt abrechnen konnte, neigte dazu, besser kein Verbot auszusprechen. Es gab Gäste, die ließen sich ohnehin nichts sagen, Leute, die sich womöglich noch immer als 68er begriffen und es sogar fertigbrachten, dem gern mit ausgebreiteten Armen übers Grundstück kurvenden Nachwuchs in aller Öffentlichkeit ihre kindischen Joints anzubieten. Und dass es besonders die Ältesten der Villa Klestiel waren, die es ins Wasser zog, war gleichfalls kein Geheimnis. Die wenigsten wollten ihre Fitness beweisen, bemerkte Frederika schnell, sondern ihren Mut beim Spiel mit der Gefahr. So schien es ihr auch vernünftig, dass Herr Linnenbrink darauf bestand, den Zugang zum See gleich am nächsten Tag wieder mit jenem Dornengestrüpp verstopfen zu lassen, das der Hausmeister vorher abgeschnitten und an einer uneinsehbaren Stelle abgelegt hatte.

*Ein bisschen Potemkin kann nichts schaden, erklärte Herr Linnenbrink, wer sagt, dass die Senioren nur beim Sommerfest die Sau herauslassen. Wenn man erst einmal über Sechzig ist, wird man ganz von selbst zum unsicheren Kantonisten.*

Dass Frederika und er nie vergaßen, kurz vor Zwölf einige starke junge Männer am Ufer zu postieren, ließ sich jedenfalls gut begründen: vor drei Jahren hatte sich Frau Never, eine Schriftstellerin, die an Depressionen litt, die Taschen ihrer Jacke mit Wackersteinen gefüllt und war in den See hineinmarschiert, als wolle sie zu einer Nachtwanderung aufbrechen. Niemand machte sich darüber Gedanken, wie sie sich die Wackersteine hatte beschaffen können. Sicher aber war, dass Frederika in diesem Zusammenhang zum ersten Mal von Virginia Woolf hörte, denn Herr Klinger, der Frau Never vor dem Ertrinken gerettet hatte, war nicht bereit gewesen, auf Håme zu verzichten. Noch an Ort und Stelle, aber auch in den kommenden Wochen, wann immer man ihm halbherzig Gelegenheit dazu bot, mokierte er sich über *diese halbverrückte Person*, die nicht einmal beim Versuch zu sterben vor einem billigen Zitat zurückgescheut sei. In Wirklichkeit hatte er nur ihre Handgelenke umfasst und sie zurück ans Ufer geführt, das Wasser war nicht einmal in die Nähe ihres Rocksaums gekommen. Von Wagnis und Rettung konnte also keine Rede sein. Und selbst einen Arzt hätte man nicht herbeirufen müssen, wo sich unter den Besuchern der Villa Klestiel doch garantiert Mediziner befanden.

Aber obgleich Frederika es mit dem deutschen Realismus aufnahm und nahezu alles von Theodor Storm, Gustav Freytag und Fontane gelesen hatte, sogar *Soll und Haben* und den *Stechlin*, scheiterte sie kläglich an Virginia Woolf, deren Romane ihr wirr und unübersichtlich erschienen. Einmal abgesehen von der fatalen Neigung, sich immer mal wieder in zwanzig Jahre ältere Männer zu verlieben, legte sie als geistige Normalverbraucherin großen Wert auf die richtige Reihenfolge. Darauf kam es doch schließlich an,

oder? Auf die richtige Abfolge von Ereignissen, im Gedächtnis und in der Realität, hatte man sie schon als Kind getrimmt.

*Bloß nichts durcheinanderbringen, Rika. Erst kommt das eine und dann das andere. Gleichzeitig geschieht nichts, selbst wenn es sich manchmal so anfühlt.*

Bevor sie also mit Felix, dem Grill-Experten, sprach, musste sie erst die Gästeliste zusammenstellen, auf die alle so großen Wert legten, weil sie als Ersatz für gedruckte Einladungskarten betrachtet wurde und man sie gerne kursieren ließ. Im Grunde aber war es ein nutzloses Unterfangen, fand Frederika, da die Hausbewohner sich sowieso nicht auf Beschränkungen festlegen lassen wollten, das heißt, jeder jeden zum Fest bitten durfte. Manche luden ihre weitläufigsten Verwandten ein, die dann mühsam in den umliegenden Pensionen unterbracht werden mussten. Einige besaßen überhaupt keine Familie mehr, Frau Wamsganz konnte nicht einmal mit Freunden aufwarten und ihr sogenannter Neffe – das wusste Frederika, weil er es großspurig angekündigt hatte – würde zur Zeit des Sommerfestes einen wegen der Tsunami-Katastrophe unglaublich kostengünstigen Wellness-Urlaub auf Sri Lanka verbringen.

Auch Herr Friedrich war allein, schwerlich würde er seine flüchtigen Bekannten aus dem Internet-Café einladen. Und ohnehin schien das Fest, das einige Bewohner als Ersatzfeier für kommende oder kürzlich gewesene runde Geburtstage betrachteten, eine Qual für ihn zu sein. Es gab Jahre, da buchte er eine Städtereise, wenn es herannahte. Manchmal saß er aber auch stundenlang reglos wie sein eigener Gast am Ende einer der beiden festlich gedeckten

Tafeln und sah mit leeren Blicken dem Trubel zu. Sein Hörgerät blieb im Zimmer, Frederika sah ihn jedenfalls nicht daran hantieren. Überhaupt konnte sie sich kaum vorstellen, was er akustisch wahrnahm, hatte er doch seine Mimik gut im Griff. Viel mochte es nicht mehr sein, sonst wäre er womöglich nicht bereit gewesen, das bei Weitem ungünstigste, zwischen Küche und Wintergarten gelegene Apartment der Villa zu beziehen.

Seinerzeit, vor sechs Jahren, als man sich und sein jeweiliges Vermögen zusammentat, die Räume verteilte, nach stundenlangen Diskussionen so etwas wie eine Hausordnung skizzierte, welche die Protokoll schreibende Frederika später ausarbeiten musste, war sein Angebot ihr und allen anderen Anwesenden geradezu heldenhaft vorgekommen. Denn es war absehbar gewesen, dass sich in der Küche alle versammeln, mit Gerätschaften klappern und das Radio dudeln lassen würden. Und dass der Wintergarten mit seinem leise blubbernden Aquarium und den vielen Grünpflanzen kein Ruheraum bleiben konnte, nachdem man dort einen Fernseher aufgestellt und eine DVD-Bibliothek eingerichtet hatte.

Als Numismatiker und Philatelist brauche man keine absolute Ruhe, hatte Herr Friedrich jedoch lächelnd erklärt, ohne auf seine Schwerhörigkeit einzugehen, es handle sich mitnichten um Heroismus, er sei kein kreativer Mensch. Außerdem, vielleicht empfinde er ja selbst ab und zu Lust, ein bisschen Krach zu machen, Mahler und Wagner zu hören beispielsweise. Mit *Siegfrieds Trauermarsch* könne man sich nicht früh genug vertraut machen. Und erwägen ließe sich ja immerhin, die kleine Sandwich-Wohnung zu erschwinglicheren Konditionen abzugeben.

In diesem Jahr, so schien es Frederika, blieb es besonders lange hell, obwohl man sich bereits jenseits der Sommersonnwende befand. Unter den Bäumen war die Hitze halbwegs zu ertragen. Man hatte bereits um vier Uhr begonnen, genoss es, vorläufig *unter sich* zu sein, plauderte fröhlich und ungezwungen miteinander. Die Enkel- und Urenkelkinder benahmen sich noch leidlich, spielten Boccia, neckten die älteren Geschwister. Familienverbände lösten sich noch nicht auf, Jungen kickten Bälle übers Gelände, Mädchen schwangen die Federballschläger, noch wiesen ihre hellen Kleider keine Grasflecken auf. Die meisten Erwachsenen blieben einfach an der Tafel sitzen, manche auch unter der Trauerweide im bequemen Korbgestühl, das Frederika hatte herausbringen lassen. Selbst das Auf- und Abdecken des 24-teiligen Kaffee-Service, das man am Beginn des gemeinsamen Wohnens in einem Anfall von kollektivem Wahnsinn bei der Königlich Preußischen Porzellanmanufaktur in zweiter Wahl erstanden hatte, war schnell und reibungslos vonstattengegangen. Fast ein bisschen zu schnell, Frau Wamsganz protestierte, als Felix ihr den Teller wegriss, weil sie sich noch ein Stück Mohnplunder hatte nehmen wollen.

Alles geschah so, wie Frederika es wollte, sie lebte auf diese Weise Hausfrauengelüste aus, denen sie nie hatte nachgehen können. Ein Wermutstropfen schien allenfalls, dass ein anderer DJ die Platten auflegen würde. Der vom letzten Jahr, erzählte Felix, sei endgültig aus den Latschen gekippt, was immer dies hieß. Und auch bei Marcel, der eigentlich ein Künstler sei, habe es elend langer Überredung bedurft, ihn zur Arbeit in einem Seniorenheim zu überreden.

So, wie es jetzt war, hätte es bleiben können, so friedlich, ruhig und überschaubar, dachte Frederika, als sie sich auf